

Andreas Laudert

Schweben über Scherben. Eine Fürsprache

Zu Philip Kovce: ›Ich schaue in die Welt. Einsichten und Aussichten‹*

Früher war alles besser. Vor allem war das Frühe das Beste. Danach konnte nur noch der Abstieg kommen. Früher musste er kommen. Als Tod, als Krise, als Epigontum oder ständige Selbstreproduktion und als Manierismus. Heute liegt das Schlechte schon hinter uns, kaum dass wir zu schreiben beginnen. Peter Handke nannte es in einem Interview einmal »eine ungeheure Geläufigkeit«, gerade in der jüngeren Generation, die im Schreiben heute da sei, »einerseits erfreulich, andererseits fragwürdig«¹. Auch deshalb hatte ich zunächst nicht so recht Lust, ein Buch zu rezensieren, das kein richtig neues war, sozusagen keine Schöpfung aus dem Nichts, sondern eine Schöpfung aus dem ›Goetheanum‹, genauer gesagt dem Verlag am Goetheanum, und alle diese Texte waren zudem als Kolumnen in der gleichnamigen Dornacher Wochenschrift erschienen.

Wäre es aber möglich, nicht das Gedruckte zu rezensieren, sondern das Zukünftige zu antizipieren? Bücher nicht zu besprechen, sondern zu beschweigen, um die noch zu schreibenden – nicht: herbeizureden, aber dem anderen zuzusprechen? Dann wäre Philip Kovce ein geeigneter Adressat. Denn sein Schreiben vermittelt aufgrund einer Kreativität bis in die Untertitel – jede Kolumne eine Gattung für sich, nie holzhammermäßig, stets präzise-poetisch – den Eindruck, dass dieser Autor alles, was er will, auch erschaffen wird. Das ist ein Problem, aber das weiß er. Und dass er es weiß – und so

will – das ist es ja. Dass hier jeder Text sitzt und er dazu steht. Wie geht das bloß?

In ›Barfuß über Scherben. Rudolf Steiners Lebensgang‹ ist die Rede von den »Signaturen einer Biographie, die immer wieder vor dem Nichts, vor dem Scherbenhaufen des eigenen Lebens steht – und dann neue Lebenswege einschlägt«. Diese seien gerade deshalb »folgerichtig [...] weil Steiner sie aus dem Nichts schöpft« (S. 99). Bei Kovce wiederum schwingt die Empfindung mit, dass jeder Scherbenhaufen immer schon hinter ihm liegt, dass er zwar ebenfalls unentwegt aus dem Nichts schöpft, aber dass es sich tatsächlich um eine Fülle handelt und er »Schöpfungen aus dem Nichts« aus allem Möglichen machen kann. So aufgeräumt ist sein Schreiben, so wenig besoffen von sich selbst, so jederzeit abrufbar scheint das zu Leistende. Wohl gemerkt: scheint. Wie wäre ein Schreiben, das wirklich vor dem Scherbenhaufen des eigenen Lebens stünde?

In ›Ich und Ich. Eine Spurensuche‹ heißt es: »Es gab nichts, was ich nicht werden wollte, und also wurde ich – nichts.« (S. 97) Wenn man nur an der Oberfläche der Worte verweilt, wird man solche Sätze kokett finden, und man fällt herein auf die Tiefe, die man nicht bemerkt

* Philip Kovce: ›Ich schaue in die Welt. Einsichten und Aussichten‹, Verlag am Goetheanum, Dornach 2020, 140 Seiten, 14 EUR

hat, bzw. in diese. Hängt man sich bei Kovce am Gekonnten auf, wird man einen Haken an der Sache finden. Sucht man indes Stellen, wo sein Schreiben schwächelt, wird man nicht fündig, aber stärkt die Aufmerksamkeit für das noch Ungeborene in ihm, für das Zukünftige, das nicht trotz, sondern wegen der Brillanz und Vollkommenheit sämtlicher Texte in diesem Band unentwegt aussteht. Es geht diesem Schauen in die Welt nicht um Selbstgenuss, sondern um Ermutigung zum Ich-Werden, um Interesse an der Welt und am fremden Ich. Erst das Ich des anderen verändert und fordert dieses Schreiben und macht es ganz. Die Folgerichtigkeit, die Kovce an Steiners Lebensgang erkennt, ist erkennbar auch in seinen eigenen Spuren, wenn er in ›Ich und Ich‹ fortfährt: »Ich ließ offen, wer ich bin, was ich werde, damit Sein und Werden sich nicht schließen, sondern immer weiter öffnen können.« (ebd.)

Virtuos verborgenes Virtuositum

Manche können Autoren, die als Überflieger daherkommen, nicht ausstehen. Sie überfliegen deren Texte nur, weil diese ihnen suspekt sind und weil sie Angst vor jener Ich-Tiefe haben, die an der Oberfläche als Leichtgewicht lauert, aber einen jederzeit herausfordert und reizt, zum Grund der eigenen Schwäche und Schwere zu tauchen. Es ist keine Untiefe, keine tiefende Pseudo-Tiefe, es ist immer der Wunsch, zu begegnen statt nur zu beäugen oder Rettungsringe zur Verfügung zu stellen. Es ist die Aufforderung, auch der andere möge als Ich zur Sprache finden. In zwei Texten über den Blick und das Anschauen – ›Wir treffen uns. Ein Augenblick‹ (S. 59) und ›Blicke. Eine Richtungsentscheidung‹ (S. 61) – wird dieses Bedürfnis des Autors, das zugleich Provokation ist, wunderbar anschaulich. Der Mensch Philip Kovce findet sich auf unspektakuläre Weise einmalig und geht sich deshalb jedes Mal aufs Neue nicht verloren, so wie auch Steiner einmalig war und bleibt und jeder einzelne Mensch. (Insofern ist es folgerichtig, dass Kovce 2011 den Rudolf-Steiner-Preis zugesprochen bekam, der nur einmalig verliehen wurde.)

In den Gesprächen mit Gustav Janouch, die Franz Kafka so oder ähnlich geführt haben soll, wenn auch möglicherweise nur nach dem Willen dieses jungen Mannes, findet sich eine Passage, in der man zumindest einen für Kafka charakteristischen *Move* wiedererkennen kann. Es geht darin um ein Gedicht von Guillaume Apollinaire, und Kafka nennt diesen einen »Virtuos«. Sein Gesprächspartner merkt indes, dass sich hinter der »wörtlichen Bewunderung« eine »unausgesprochene [...] Zurückhaltung« äußert, und als Janouch nachfragt, räumt Kafka bereitwillig ein, dass er Vorbehalte »gegen jedes Virtuositum« habe: »Der Virtuos steht durch seine Fertigkeit [...] über der Sache. Kann aber ein Dichter über der Sache stehen? [...] Er wird von der Welt, die er erlebt und darstellt, so wie Gott von seiner Schöpfung gefangen gehalten. Um von ihr frei zu werden, stellt er sie aus sich heraus. Das ist kein Virtuosenakt. Das ist eine Geburt [...] Haben Sie aber je gehört, dass eine Frau eine Virtuositin im Gebären sei? [...] Es gibt keine virtuose Geburt. Es gibt nur schwere oder leichte, in jedem Falle aber [...] schmerzliche.«² Kovce gilt als einer, der »virtuos mit der Sprache umzugehen vermag« und, so war zu lesen, in seiner »Schreibküche« alle Formulierungen immer frisch schöpfe.³ Doch Schreiben als ein Etwas-aus-Zutaten-Bereiten, wo man sich überlegt, was am besten klingen, nähren und sättigen könnte – wird der Vergleich dem Verdichten von Texten gerecht? Es kann sein, dass das Virtuositum Kovces darin besteht, dasselbe virtuos zu verbergen, und dass er – um auf den Geburts-Vergleich zurückzukommen – gleichsam per Kaiserschnitt entbindet und es dennoch wirkt wie das Natürlichste der Welt.

Es gibt eine Art von Diskretion bei diesem Autor, die leicht zu übersehen ist. Es geht um das Heben des Blicks und nicht um die Erhabenheit der eigenen Biografie oder Weltanschauung. Bei diesem Frühwerk – 16 Bücher habe er bislang veröffentlicht, hält die Vita im Anhang fest – handelt es sich gerade nicht um eine Über-Produktion oder um Narzissmus, auch wenn in den Texten so programmatisch wie unvermeidlich die Ich-Form gewählt wird. Doch ist diese Welt keine Nabelschau. Denn

das Ich ist mit ihr verbunden, und die Offenheit Kovces für die Vielfalt der Wege und Spuren anderer spürt man auf Schritt und Tritt, Wort für Wort, weshalb er sich auch nie nur mit dem Eigenen verausgabt, sondern sich als Herausgeber und Erforscher Anderer – gäbe es das Wort – eher unaufhörlich verausgabt.

Einsicht zu Aussicht, Umsicht zu Hellsicht

In einem herrlichen Text über das ›Fest‹ schenkt er uns eine befreiende Aussicht auf das Feierliche, indem er es personifiziert und, semantisch »verwesentlicht«, neu zur Welt bringt. Die Feste, die uns spontan seufzen machen, weil sie dicht gedrängt im Geburtstagskalender stehen, stünden uns im Weg: »Das Fest ist fest geworden.« Es aufersteht, wenn wir es beleben und wie einen »Gast« zu uns einladen, »wenn es an der Zeit ist«: »Das Fest findet [...] eine neue Heimat – auf der Flucht vor den Kalendern, die es jagen.« (S. 45) Im menschlichen Kontakt mit Philip Kovce ist oft ein intellektueller Jagdinstinkt, ein Überwachsein erlebbar, das in alle Richtungen mit- und weiterdenkt und freudig assoziiert, antizipiert und verknüpft und Gespräche zu Festen machen kann. Vieles ist hier »über«: Überfluss, Überwältigung, oft Überraschung. In ›Ich und Ich‹ schreibt er: »Ich ahne bereits jetzt, dass die Zeit kommen wird, da meine größten Taten die Taten der anderen sein werden.« (S. 97)

Gibt es dabei – um mit dem Bild der Geburt, samt Nabelschau und Geburtstag, zu enden – auch eine spirituelle Analogie zum Tod? Wird auch dort eine Nabelschnur gekappt? Kafka bat bekanntlich seinen Freund Max Brod, alles je von ihm Geschriebene zu verbrennen. Seine Texte schienen Kafka vielleicht beides: zu virtuos und deshalb zu misslungen. In ›Statt eines Vorworts: Flamme empor‹ heißt es bei Kovce: »Die Schrift, die sich erfüllt, erfüllt sich mit Leben. Der natürliche Tod eines Buches jenseits des Vergessens ist sein Leben. [...] Es ist das Leben eines Phönix', der aus der Asche des Erkenntnisfeuers wiederaufersteht. Seien wir nicht länger Leser, seien wir Brandstifter: spiritus lector.« (S. 15) In diesem Sinne spricht alles



dafür, dass wir einander nicht verletzen – nicht treffen –, aber einander begegnen, wenn wir beschreiben, was wir miteinander erleben. So wird Einsicht zu Aussicht, Umsicht zu Hellsicht und, so Kovce, »(der) Ort, an dem unsere Blicke sich treffen [...] ein anderer als jener, von dem aus wir einander beobachten.« (S. 59)

Andreas Laudert, *1969, studierte Szenisches Schreiben an der Universität der Künste Berlin sowie Theologie, ist Autor und Waldorflehrer.

- 1 Ulrich Greiner: ›Ich komme aus dem Traum‹, in: ›Die Zeit‹ Nr. 6 vom 2. Februar 2006.
- 2 Gustav Janouch: ›Gespräche mit Kafka‹, Frankfurt a.M. 1981, S. 181.
- 3 Wolfgang Held: ›Ich schaue in die Welt‹, in: ›Das Goetheanum‹ Nr. 50 vom 11. Dezember 2020.